

## Historische Praxeologie

*Lucas Haasis/Konstantin Rieske (Hg.), Historische Praxeologie. Dimensionen vergangenen Handelns, Paderborn (Schöningh) 2015, 243 S., 24,90 €*

Kontext des Bandes ist eine Workshopreihe, die im Rahmen des Oldenburger Graduiertenkollegs »Selbst-Bildungen« veranstaltet wurde. Historische Praxeologie soll hier »in ihrer konkreten Handhabe« vorgestellt werden. Versammelt sind neben der programmatischen Einführung acht Beiträge und als Abschluss ein »Runder Tisch«. In der Einführung definieren die beiden Herausgeber Praxeologie als Forschungsansatz, den sie über Muster und Routinen des Alltags charakterisieren: »Die Praxis dokumentiert sich als ein allgemeingültiges, zeiten- und räumeübergreifendes Handlungsmuster der

Epoche«, das weder institutionalisiert noch ritualisiert ist und dem ein eigener »Historizitätswert« und zugleich »Erkenntniswert« zugesprochen wird. Dieser Zugang wirft Fragen auf: Gibt es allgemeingültige Handlungsmuster einer Epoche? Werden Epochen dadurch nicht noch zusätzlich zementiert statt hinterfragt – wozu gerade praxeologische Ansätze eine Werkzeugkiste bereitstellen würden? Welcher Part kommt Differenzkategorien – Stand, sozialer Status, Alter, Geschlecht, Zugehörigkeit, Religion/Konfession etc. – in einem solchen Setting zu? Prägen nicht auch sie Handlungsmuster oder bringen spezifische Handlungsmuster hervor? Ist der situative Charakter des Handelns methodisch integrierbar?

Die Voraussetzung, um von Praktiken der Vergangenheit sprechen zu können, ist der Konzeption von Lucas Haasis und Konstantin Rieske zufolge, dass deren Materialität, Prozessualität und Historizität im Quellmaterial nachvollzogen werden kann. Das Innovationspotenzial dieser Herangehensweise verorten die Herausgeber im Bestimmen der Elemente vergangener Praktiken und in der Rekonstruktion von deren Relationalität. Schnittstellen zur Praxeologie machen sie in ihrer historiographischen Rückblende in der Mikrogeschichte, der Historischen Anthropologie, der Volkskulturforschung und der Selbstzeugnisforschung aus. Verwiesen wird auch auf die Historische Kriminalitätsforschung; die Geschlechterforschung ist in einer Fußnote erwähnt. Den Unterschied zu diesen – in der Umsetzung und Zielrichtung nicht eindeutig festgeschriebenen, sondern methoden- und ergebnisoffenen – Zugängen sehen die Herausgeber darin, dass es der historischen Praxeologie um eine »konkrete Methodologie« geht, mit der »Praktiken selbst erkennbar, zugreifbar, erklärbar und beschreibbar sind«. Sie fragt nach deren Machart und Ausformungen, um sowohl den Gegenstand als auch die Art und Weise aufzuzeigen, in der der ordnende Charakter vergangener Praxis wirksam wurde und sich verstetigt hat.

Die zentralen Begriffe Materialität, Prozessualität und Historizität werden in der Folge von den Herausgebern durchdekliniert: Materialität bezieht sich auf die materielle Quelle als »Stellvertreter der Praxis« und zugleich als »Partizipant«; Prozessualität drückt sich in der »überindividuellen Gültigkeit« der »Verlaufsformen« von Praktiken aus, die sie von Handlungen unterscheidet. Eine »serielle Strategie mit mikroskopischem Blick«, die Kontextualisierung über weitere Quellen, intertextuelle Verlinkung und Diskursanalyse nennen sie dabei als mögliche Analysewege, um Logik, Wirkung und Bedeutung von Praktiken zu erhellen. Die Historizität hängt von den Wirkungen und Folgen sowie den Sinnbildungsprozessen ab, für die Allgemeingültigkeit als erforderlich erachtet wird. Einzelhandlungen sind dem gegenüber disqualifiziert, denn die wesentliche Frage lautet: »Zu welchen Effekten führt eine Praktik in der Regel?« Damit wird deutlich, dass der zur Debatte gestellte Ansatz primär auf das Regelmäßige und Ordnende zielt. Werden Praktiken damit nicht substantiiert, was gewissermaßen einer Inversion der Praxeologie gleichkäme – etwa in Relation zu Alf Lüdtkes Konzeptionalisierung von »Herrschaft als soziale Praxis?« Jedenfalls vermittelt diese Positionierung den Eindruck eines sehr straff gezogenen Korsetts und wirft weitere Fragen auf. Ordnung ist zweifelsohne eine zentrale und epochenübergreifende Kategorie – doch um wessen Ordnung handelt es sich dabei jeweils? Was ist mit Macht und Hierarchie? Ordnung über »die Häufigkeit spezifischer Handlungen« einzufangen, wodurch diese zu Mustern werden, wirkt allzu schematisch, insbesondere aus der Perspektive der Mikrogeschichte und der Historischen Anthropologie. Die Forderung, Mikrogeschichte auf derart definierte »konkrete Praktiken hin auszurichten«, läge wohl kaum im Sinne ihrer ErfinderInnen. Das Identifizieren von Praktiken kann Ergebnis einer mikrohistorischen Forschung sein, schwerlich deren Ausgangspunkt und heuristischer Zuschnitt. Die Frage ist al-

erdings, was dabei aus dem Blick gerät im Vergleich zu offeneren Ansätzen – den strukturierten Handlungsrepertoires und Handlungsoptionen von Gadi Algazi zum Beispiel oder Latours Konzeptualisierung von Interaktionen als Netzwerk im Raum. Wie historische AkteurInnen zu positionieren sind – als Instrumente der Praktiken? –, wird nicht ganz klar. Und wie viel Raum lässt ein solcher Zuschnitt konkurrierenden Sinngebungen, dem »Eigen«-Sinn, den widerständigen Praktiken, die für die Anfänge praxeologischer Zugänge wesentlich waren? Einzig Nikolaus Buschmann spricht dies in seinem Kommentar zum Runden Tisch an und fordert dem gegenüber zu einer »Historisierung der eigenen analytischen Perspektive« auf, in dem Sinn, dass Widerständigkeit und Überschreitung nicht »zugunsten einer Vorliebe für das reibungslose Funktionieren des Sozialen« ausgeblendet werden sollten.

Der Zusammenhang der darauf folgenden Beiträge mit der Programmatik der Einleitung wirkt zum Teil eher lose, zum Teil überfrachtet. Den Auftakt macht Tim Neu. Er nutzt praxistheoretische Ansätze, um dem »Mikro-Makro-Problem« der Verfassungsgeschichte zu begegnen. Exemplifiziert wird dies am hessen-kasselischen Verfassungskonflikt des 17. Jahrhunderts. Der Autor analysiert Diskurspolitiken und kommunikative Strategien, die mehr als 100 Jahre später das Unterfutter für interessengeleitetes Argumentieren lieferten. Eine Deutungsrichtung hatte sich dabei durchgesetzt; aus einer umstrittenen war eine gängige diskursive Praxis geworden. Neu betont in diesem Zusammenhang die Notwendigkeit, die »Perfomanz von Geltungsansprüchen« einzubeziehen. Als Kontrastfolie wird eingangs André Holensteins »Staatsbildung von unten« dem als top-down charakterisierten Ansatz von Wolfgang Reinhard gegenüber gestellt. Gäbe es nicht auch Zugänge in den Bereichen der Politischen Kommunikation, Repräsentation und Inszenierung oder mikrohistorische Ansätze, die eine mikro-makro-Dichotomisierung gar nicht erst aufmachen oder auflösen?

Annika Raapke unternimmt eine »praxeologische Annäherung an das Schweigen«, und zwar in Zusammenhang mit dem im Herbst 1780 über Martinique hinwegziehenden Hurricane. Während Briefe von Handelsunternehmern, Militärs und Politikern die Katastrophe farbig schilderten, scheint sie in den Schreiben anderer Kolonialbewohner mehrheitlich gar nicht beziehungsweise nur am Rande auf. Die Autorin arbeitet mit dem Ansatz von Theodore Schatzki, der unter Praktiken einen »open-ended, spatially-temporally dispersed nexus of doings and sayings« fasst und Natur als einen mächtigen Faktor »in der Etablierung, aber auch in der Auflösung von Arrangements und Praktikbündeln« integriert. Raapke erklärt das Schweigen mit unterschiedlichen Sprechpositionen und Sprechverortungen sowie mit daran geknüpften unterschiedlichen »Verstehensregistern«. Zu bedenken wäre allerdings, dass VerfasserInnen von Briefen – wie aus Migrations- und Kriegszusammenhängen bekannt ist – am selben Tag an verschiedene Personen völlig Unterschiedliches, mitunter Konträres kommunizierten. Die Inhalte waren davon bestimmt, an wen der Brief gerichtet war und wen man mit schlechten Neuigkeiten nicht in Angst und Sorge versetzen wollte.

Anne Mariss geht dem Sammeln von Mineralien als einer wissenschaftlichen Praxis im 18. Jahrhundert nach und stellt dabei das Agieren von Johann Heinrich Forster in den Mittelpunkt. Der Fokus liegt auf den Praktiken und Strategien, die dieser einsetzte, um sein Mineralienkabinett zusammenzustellen. Als wesentlich erwiesen sich Beziehungen zu Gelehrten und Netzwerke, über die er Informationen erhielt, Sammlungsobjekte tauschte und erwarb. Nur dadurch war eine systematische Sammlung dieser Größenordnung möglich. Die Perspektive ist demnach auf das Herstellen von Wissen gelenkt. Der Beitrag stellt einmal mehr die soziale, kulturelle, räumliche und materielle Bedingtheit von Wissenschaft heraus.

Jörn Eiben zeichnet den Prozess der Verbreitung des Fußballspiels zwischen 1880 und dem Ersten Weltkrieg auf Basis von zeitgenössischen Spielanleitungen nach. Diese erklärten nicht nur die Regeln, sondern hatten auch Positionen, Materialien und Körpertechniken sowie historische Exkurse zum Inhalt. Eibens Zugriff erfolgt über zwei Schienen: zum einen über die »Verdichtung des Fußballs zu einer Entität«, also entlang der Frage, wie sich die einzelnen Elemente zu einem Ganzen verknüpften, und zum anderen über die »Verhaftungen des Fußballs zu einer Praktik«. Ersteres filtert er aus Schilderungen prototypischer Verläufe des vielfach in soldatisch-kriegerischem Vokabular beschriebenen Kampfgeschehens heraus; letzteres setzt bei der Art und Weise an, wie die Fußballer ins Spiel gebracht wurden und interagierten.

Julia Breitruck rekonstruiert die Praktik des Dressierens von Singvögeln zwischen dem 17. und 19. Jahrhundert, für die unterschiedliche Instrumente verwendet wurden. Der praxeologische Zugang soll hier den Blick auf den Alltag lenken und für den Wandel soziokultureller Deutungen öffnen. Ziel ist, das Prozessuale in seiner Hervorbringung und Umsetzung sichtbar zu machen.

Anhand von Quellenmaterial aus Zürich fragt Jose Cáceres Mardones nach der Bedeutung von »Bestialität«, wie Sex mit Tieren in der Frühen Neuzeit bezeichnet wurde. Sein Ausgangspunkt ist, dass sich die Bedeutung einer Handlung, in *doings* und *sayings* gefasst – auch er bezieht sich hier auf Schatzki –, innerhalb der Organisation der Praxis artikuliert, und zwar in Form von Vorstellungen, Regeln und Struktur. Auf diese Weise sollen Prozeduren des Sinngebens und des Einordnens in heteronormative Ordnungen deutlich werden.

David Sittler untersucht für Chicago in der Zeit von 1900 bis 1930 mediale Praktiken des Herstellens von Selbstbildern. Seine Frage zielt auf das urbane Selbstverständnis einer rasant wachsenden Metro-

pole und deren Bewohner – alles Männer, darf hier nachgefragt werden? Sein Zugang ist mit Straßenbildern untermalt und untermuert, die Straße ist als Medienensemble konzipiert. Sittlers These ist, dass alle, die sich hier bewegen – mit oder ohne Kamera, intendiert oder nicht – ständig Bilder produzieren und reproduzieren und dabei Stereotypen, sowohl sich selbst als auch ihr Gegenüber betreffend, stabilisieren. Als Differenzierungskategorien kommen sozialer Status, Bildung und *race* zum Einsatz.

Mareike Böths befasst sich mit dem Projektieren und Planen des Glücks am Ende des 18. Jahrhunderts. Jede Epoche schafft sich aus ihrer Sicht zentrale Grundbegriffe. So steht hier der männlich gedachte Bürger – als Adressat und Träger – des aufklärerischen Glück(seligkeits)diskurses im Zentrum des Interesses. In ihm vereint sich die bürgerliche Subjektkultur mit Vorstellungen der Gesellschafts- und Staatsordnung. Ziel des Beitrags ist, explorativ nach Bedeutung und Stellenwert von Praktiken in den Glücksemantiken der Spätaufklärung zu fragen und eine praxeologische Lesart normativer Schriften – politische Ökonomie, bürgerliche Erbauungs- und Anstandsliteratur – zu erproben. Diese Herangehensweise ist vom Ansatz her vielversprechend; knapp 15 Seiten Text bieten jedoch zu wenig Raum. Etliche Beiträge enden so auch mit Ausblicken auf weiterführende Perspektiven.

Die TeilnehmerInnen des »Runden Tisches« – Nikolaus Buschmann, Dagmar Freist, Marian Füssel, Frank Hillebrandt und Achim Landwehr – bilanzieren auf Grundlage einer E-maildiskussion Stand und Potenziale, Herausforderungen und Umsetzungsmöglichkeiten des praxeologischen Ansatzes. Unter anderem werden Fragen der Beobachtbarkeit von Praktiken, der Kontinuität von Formen bei sich ändernden Inhalten und nach der situativen Handlungsträgerschaft aufgeworfen. Methodenoffenheit wird angemahnt und vor einem methodischen »Überbietungsmodus« gewarnt. Damit klingen deutliche Zweifel

an der mit soziologischer Strenge durchkomponierten Methodologie und deren Umsetzung in den einzelnen Beiträgen an. Die theoretisch breit gestützten methodischen Ambitionen der Herausgeber und der AutorInnen sind grundsätzlich sehr zu begrüßen. Die Lektüre des Bandes hinterlässt jedoch gewisse Ambivalenzen. Ordnung wandelt sich, so der Eindruck, von einer Kategorie zu einer Methode und rückt das An- und Einordnen gegenüber einem vertieften historischen Verständnisgewinn allzu sehr in den Vordergrund. Theodore Schatzkis Ansatz, der verschiedentlich als Referenz dient, steht in seiner situativen und offenen Ausrichtung damit letztlich in einem Gegensatz zu diesem Ordnungsentwurf.

MARGARETH LANZINGER (WIEN)